

Adolf Baumgartner : 15. Juni 1855 - 16. Dezember 1930

Autor(en): **Stähelin, Felix**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **30 (1931)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Adolf Baumgartner

15. Juni 1855—16. Dezember 1930.

Von

Felix Stähelin.

Adolf Baumgartners Wiege stand in Lörrach, wo er als Sohn einer aus Mülhausen im Elsaß stammenden Fabrikantenfamilie geboren wurde. Seine Mutter, Frau Marie geb. Köchlin, war eine sehr belesene und geistig hochstehende Frau. Ihrem sorgfältigen häuslichen Unterricht verdankte er die erste Bekanntschaft mit der Gedankenwelt Arthur Schopenhauers; schon damals wohl sind die ersten Keime derjenigen Denkweise in ihn gelegt worden, die seine innerliche Stellung zu Welt und Menschenleben bestimmt hat, jenes Pessimismus, in dem sich die Idee des *Mitleids* vor dunklem Hintergrunde als leuchtendes Zeichen abhebt.

1870/71 besuchte Baumgartner die oberste Klasse des Basler Gymnasiums, 1871—74 das Pädagogium ebendasselbst; Ostern 1874 bezog er als Student die hiesige Universität. Frühzeitig mit ausgeprägtem Hang zu eigener Beobachtung begabt, hatte er einst das Studium der Medizin ins Auge gefaßt. Doch schon 1872 bewog ihn der Verkehr mit seinen Lehrern Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche, diesen Plan fallen zu lassen und sich der Geschichte und der klassischen Philologie zu widmen. Sein Entscheid fällt in die große Zeit, wo die beiden genannten Männer in schöner Eintracht wirkten, wo die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, die „Griechische Kulturgeschichte“ und andererseits „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ entstanden sind. Den Schöpfern dieser Werke fühlte sich Baumgartner innerlichst verpflichtet. Seine Jüngertreue gegenüber Burckhardt hat über dessen Tod hinaus gedauert. Aber auch Nietzsche, der „zuerst in ihm das große Rad umgedreht“,

durfte ihn damals mit Recht als seinen „Erzschüler“ bezeichnen, als einen Adepten, „der bereits recht zu uns allen gehört.“ Im Herbst 1874 siedelte Baumgartner nach der Universität Bonn über, erfüllte dort auch seinen Einjährigendienst als Husar. In den Wintersemestern 1875/76 und 1876/77 studierte er wieder in Basel, während er die beiden Sommersemester 1876 und 1877 für weitere militärische Übungen bei den schwarzen Husaren in Danzig opfern mußte. Von Nietzsche empfohlen, zog er dann im Herbst 1877 nach Jena zu Erwin Rohde. Bei diesem genialen Philologen wurde ihm eine strenge methodisch-fachmännische Schulung zuteil; mit Befriedigung konnte er rückblickend die in Jena verbrachte Zeit als „zwei besonders fruchtbare Semester“ bezeichnen. Unverkennbar meldet sich Rohdes Einfluß in einem Plane, der ihm damals als fernes Ziel vorschwebte: der Abfassung einer Art Altertumskunde der griechischen Seele, worin zu handeln wäre vom Ruhmsinn der Griechen, von der göttlichen Begeisterung und vom Tod, vom Traum und vom Eros und was sonst noch durch die griechische Seele gezogen ist. Mit Rohde noch siedelte Baumgartner im Herbst 1878 nach Tübingen über, und hier ist nun aus nicht restlos aufgeklärten Gründen ein erster Riß durch die Linie seiner geistigen Entwicklung gegangen, indem er aus der Schule Rohdes an diejenige des Lehrers der alten Geschichte, Alfred v. Gutschmid, übertrat, dieses Mannes von „stupender Gelehrsamkeit“, dem Rohde und seine Freunde nur die gänzlich unphilosophische Art nicht verzeihen konnten. Von Gutschmid übernahm Baumgartner die leidenschaftliche Vorliebe für die Probleme der historischen Quellenkritik, für die Erforschung der Historiographie, der von dieser Schule ein fast noch höherer Wert beigemessen wurde als derjenigen des Verlaufs der geschichtlichen Vorgänge selber. Gutschmid'sche Anregungen haben bei Baumgartner nachweisbar auch im einzelnen aufs stärkste nachgewirkt; es sei nur etwa die geistvolle Verrechnung der Verdienste von Caesar und Augustus, von Trajan und Hadrian um das römische Reich hervorgehoben, die wir Baumgartner in einem glänzenden öffentlichen Vortrage zu Beginn der Neunzigerjahre vollziehen hörten. Im Juli 1879 hat er als Gutschmids

Schüler mit einer Dissertation „Über die Quellen des Cassius Dio für die ältere römische Geschichte“ (gedruckt 1880) den philosophischen Doktorgrad erworben. Noch ein weiteres Jahr verbrachte er in Tübingen, nunmehr hauptsächlich mit dem Studium der armenischen Sprache und Literatur beschäftigt, bei dem ihm der katholische alttestamentliche Theologe Professor Felix Himpel und zwei Armenier behilflich waren, die sich damals in Tübingen für Lehrerstellen an der Sanasarianschule in Erzerum vorbereiteten. Auch nachdem sich Baumgartner im Juni 1881 an der Universität Basel als Privatdozent für alte Geschichte und Historiographie habilitiert hatte, blieb seine selbständige Forscherarbeit dem Armenischen gewidmet. Den Winter 1884/85 verwendete er zu Studien in der Handschriftensammlung des armenischen Klosters auf San Lazzaro bei Venedig. Nur der kleinste Teil des damals Erarbeiteten hat Gestalt gewonnen in zwei durch kritischen Scharfsinn ausgezeichneten 1885 und 1886 veröffentlichten Abhandlungen¹⁾. Auf diesem Gebiet hat Baumgartner keinen Rivalen und nur spärliche Nachfolge gefunden, und man muß es gerade im Hinblick auf den hohen Wert des Veröffentlichten beklagen, daß es mit den erwähnten Publikationen — zu denen noch eine Anzahl Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie und ein gedruckter Vortrag „Zur Geschichte der griechischen Sternbilder“ (Basel 1904) kamen — sein Bewenden gehabt hat. Andererseits kann man das Ausbleiben weiterer literarischer Produktion vollauf begreifen angesichts der gewaltigen Aufgabe, die im Februar 1890 auf seine Schultern gelegt wurde durch die Beförderung auf den bis 1886 von Jacob Burckhardt innegehabten Lehrstuhl für allgemeine Geschichte — in dieser unbeschränkten Form das letzte wirklich universalhistorische Lehramt, das es im gesamten deutschen Sprachgebiete bis 1930 noch gegeben hat. Die Vorlesungen Baumgartners umspannten nun den ganzen Zeitraum von der ältesten orientalischen Geschichte bis zu Napoleon I., und sie waren gegründet auf eine er-

¹⁾ Dr. M. Lauer und das zweite Buch des Mōses Chorenazi (Leipzig 1885, in Commission bei Th. Stauffer).

Über das Buch „Die Chrie“ (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Band 40, 1886, S. 457 ff.).

staunliche Belesenheit in den literarischen Quellen aller Zeiten. Es wäre weit über die Kraft eines Mannes hinausgegangen, auch einer so außerordentlichen Kraft, wie sie ihm eigen war, wenn man ihm zugemutet hätte, daneben auch noch den jeweils neuesten Stand der Spezialforschung zu berücksichtigen oder gar die Wissenschaft durch eigene Veröffentlichungen zu fördern. Sein Tagewerk war ausgefüllt durch unablässige Quellenlektüre, durch seine Vorlesungen und die vor weiteren Kreisen gebildeter Hörer mit bewundernswerter Gedächtniskraft in freier Rede gehaltenen Vorträge. Unmittelbar aus den Quellen strömten ihm da die anschaulichen und belebenden Einzelzüge zu, und sie fesselten die Hörer ebenso sehr wie der originelle und selbständige Geist seiner Persönlichkeit, der den Stoff beseelte. Immer aufs neue wurde man überrascht bald durch seine Vertrautheit mit den entlegensten Autoren, bald durch die Sicherheit, mit der er sich in naturwissenschaftlichen und technischen Einzelfragen auskannte, bald wieder durch die Schlagkraft seines Urteils und des ihm verliehenen Ausdrucks.

Wer etwas tiefer eindrang, der konnte hinter seinen oft sarkastisch, ja nahezu zynisch anmutenden Äußerungen doch eine tiefe Grundüberzeugung wahrnehmen, aus der alles andere entsprang: das war die Entschiedenheit, mit der er bei Abwägung von Menschenherz und Intellekt das Gewicht auf die Wagschale des Ethischen legte. Wie er schon als Dreiundzwanzigjähriger am 15. Juni 1878 in einem autobiographisch wichtigen Brief an Jacob Burckhardt sich zu der Ansicht bekannte, „daß der Wert des menschlichen Herzens den des Verstandes, sei es auch der größte, noch um viele tausend Parasangen überrage“, so hat er auch später niemals Gewalt- und Bluttaten etwa darum nachsichtig beurteilt, weil sie von Hochbegabten begangen wurden oder den sogenannten höheren Interessen des Staates dienten. Er hat sich nicht gescheut, den Kaiser Augustus als einen „pedantischen und sichern Verbrecher“ zu bezeichnen, und die Hinrichtung der 4500 sächsischen Geiseln durch Karl den Großen war ihm „eine Tat von mongolenhafter Abscheulichkeit, die einem den Geschmack an Karls Charakter für immer verderben kann“. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit hat er gegen die „Apo-

logie des Erfolges“, gegen den „Kultus des Verbrechers und Tausendsassa“ protestiert. Seine unbeirrbar abneigende Haltung gegen die Lehre vom Recht des Stärkeren und von der Ausübung der Gewalt als dem eigentlichen Schöpfungszweck war, wenn nicht die einzige, so doch sicher die gewichtigste Ursache, weshalb er sich von Friedrich Nietzsche, der je länger desto entschiedener jene Lehre vertrat, völlig abgewendet, ja diesem seinem ehemaligen Meister schließlich ein Gefühl tiefsten Abscheus entgegengebracht hat. Seine Sympathie galt den ehrbaren und würdigen Charakteren, den von der Gewalt Unterdrückten und den von offizieller Berichterstattung und ihren nachschreibenden Geschichtsdarstellern Mißhandelten. Hierin ist er sich treu geblieben vom Anfang bis zum Ende, und er hat es 1918 in seiner Festrede an der akademischen Hundertjahrfeier der Geburt Jacob Burckhardts mit grundsätzlicher Deutlichkeit ausgesprochen, „daß es gerade die Gelegenheit zur Machtübung sei, was das menschliche Herz am sichersten verderbe, und zwar vom Kinde auf schon, und daß das hauptsächlichste Heilmittel gegen diese Art von Erbsünde die Pflege der Fähigkeit zum *Mitleid* sei“.

Zahlreiche Hörer haben während nahezu fünfzig Jahren zu Baumgartners Füßen gesessen; keiner unter ihnen wird ohne innige Dankbarkeit der von ihm empfangenen Anregungen gedenken.
